

Medien – Materialitäten – Räume: Zur Analyse eines Wirkungszusammenhangs

Siegfried J. Schmidt

Zusammenfassung

Turn-Theorien neigen zu Universalitätsansprüchen und dazu, mit Dichotomien zu argumentieren – entweder Raum oder Zeit usw. In diesem Beitrag wird dafür plädiert, nicht dichotomisch, sondern dialektisch zu argumentieren. Dieser Vorschlag wird an den Themen Raum und Zeit, Medium, Identität und Internet illustriert.

Probleme von Turn-Theorien

Das Nachdenken über Räume ist nicht gerade neu, aber es hat seit einigen Jahren eine bemerkenswerte Konjunktur. Wie bei allen Konjunkturen fragt man sich, ob dieser *Spatial Turn* eine Mode oder eine späte Einsicht ist. Für beide Annahmen gibt es meines Erachtens gute Gründe. Gerade deshalb ist die Situation so unübersichtlich. Es gibt konkurrierende Schlagworte wie etwa *Topographical Turn* oder *Topological Turn*. Es gibt Konkurrenz-Turns – wir leben offenbar in einer *Zeit*, die sich mit Turns gut auskennt. Der *Linguistic Turn* war vielleicht der erste. Im Moment gibt es u.a. den *Performative Turn*, den *Iconic Turn*, den *Pictorial Turn*, den *Translational Turn* u.s.w.

Ich möchte mit einigen kurzen Bemerkungen zu den Turn-Philosophien beginnen, zuerst mit einer kurzen Anmerkung zu den ‚Turnereien‘: Nehmen wir den *Linguistic Turn*. Er gilt als eine genuine Erfindung des vorigen Jahrhunderts. Das ist historisch nicht zutreffend, denn es gab im 19. Jahrhundert eine Reihe von damals sehr bekannten Linguisten und Sprachphilosophen, wie etwa Gustav Gerber, Georg Runze oder Friedrich Max Müller, die die Grundgedanken des *Linguistic Turn* fast bis in Einzelheiten vorweg entwickelt haben. Es ist faszinierend zu lesen, wie in den Publikationen der genannten Autoren Formulierungen wörtlich vorkommen, die erst später bei Wittgenstein auftauchen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde offenbar ein *Linguistic Turn avant la lettre* vorgenommen, der schließlich in den Arbeiten von Wittgenstein kulminierte, obwohl Wittgenstein bezeichnenderweise keinen dieser Autoren kannte. Als ich zu Gerber, Runze und Müller arbeitete, habe ich noch lebende Enkel der Autoren dazu befragt, und sie haben mir diese Vermutung bestätigt.

Zurück zum ‚Turn-Around‘. Was ist an diesen Turn-Philosophien problematisch? Zunächst einmal sind die Begriffsbestimmungen unübersichtlich, da etwa die Raumbegriffe stark divergieren und man von einer Proliferation, von einer Wucherung von Raumkonzepten sprechen kann. Ich habe aus der Literatur nur die wichtigsten zusammengestellt: Da gibt es den körperlichen Raum, den sozialen Raum, den symbolischen Raum, den politischen Raum, den geogra-

phischen Raum, den mythischen Raum – und diese Aufzählung ist sicher nicht vollständig. Das ist das erste wissenschaftstheoretische Dilemma: Die Raumbegriffe sind vage.

Ein zweites Dilemma besteht darin, dass Turn-Theorien – welcher Art auch immer – dazu tendieren, All- oder Universaltheorien werden zu wollen, die auf Dichotomien basieren. So gibt es in der Raum-Diskussion entweder Raum oder Zeit, entweder den physikalischen oder den sozialen Raum, entweder den Container-Raum oder den relationalen Raum. Bei all diesen Dichotomien drängt sich die Frage auf, wer diese Dichotomien setzt und wie die beiden Elemente der Dichotomie bewertet werden.

Mein dritter Einwand ist allgemeiner Art: Alle Turn-Theorien scheinen davon auszugehen, dass gesellschaftliche Entwicklungen unidirektional und linear-kausal verlaufen. Dagegen spricht jedoch die Beobachtung, dass gesellschaftliche Entwicklungen in aller Regel kreiskausal und eben nicht unidirektional verlaufen. Das heißt, der hinter universalisierenden Theorien steckende Anspruch, die Blaupause für gesellschaftliche Entwicklungen identifiziert zu haben, ist meines Erachtens wissenschaftstheoretisch außerordentlich problematisch.

Was möchte ich in diesem Beitrag tun? Sie alle sind wahrscheinlich in irgendeinem Bereich Spezialisten, Profis, was Raumdiskussionen angeht. Ich möchte deshalb nicht Ihr Spezialistentum zu erweitern versuchen, sondern ich möchte versuchen, die Diskussion über die Raumthematik so zu systematisieren, dass man die einzelnen Spezialitäten einordnen und miteinander in Verbindung bringen kann. Das bedeutet, wenn ich meine eigene Kritik ernst nehme, muss ich zuerst einmal an die Begriffe heran. Und vor allem hier an die Begriffe Raum und Zeit. Meine Strategie bei der Auseinandersetzung mit solch schweren Begriffen ist die, dass ich versuche, diese Hauptwörter sozusagen zu verflüssigen, also nicht über ‚den Raum‘ und ‚die Zeit‘ zu reden. Ich versuche also nicht, diese Begriffe nominal zu definieren, denn das schafft philosophische Pseudo-Probleme: In dem Moment, in dem man Raum und Zeit nominalisiert, braucht man Referenzen für den Raum und für die Zeit. Damit sind wir mittendrin im philosophischen Dilemma, denn solche Referenzbestimmungen sind in der Regel unmöglich. Vielmehr geht es darum, zwei Strategien anzuwenden. Die erste fragt: Was machen wir denn eigentlich für lebensweltliche Erfahrungen im Gebrauch mit Wörtern wie Raum und Zeit, wenn wir denn überhaupt in lebensweltlichen Zusammenhängen von Raum und Zeit reden und nicht etwa von Raumbedingungen, Raumarten, Zeitbedingungen, Zeitarten und dergleichen mehr?

Als Beobachter erster Ordnung, also als jemand, der diese Begriffe lebensweltlich gebraucht, gibt es eine Fülle von unproblematischen Verwendungen. „Letztes Jahr waren wir da und da“, „In zwei Stunden geht unser Zug“, „Der Raum ist voller Menschen“. Bei diesen Verwendungsweisen haben wir keine Probleme, weil wir eben nicht nach *dem* Raum und *der* Zeit fragen, sondern danach, wie viele Leute in diesem Raum sind und wie spät es ist. Das ist sozusagen die Ausgangssituation, und ich bin der Ansicht, dass man gut daran tut, bei philosophischen Problemen von lebensweltlichen Erfahrungen auszugehen – das ist es ja, was man auch in der ‚Ordinary Language Philosophy‘ lernen konnte.

Die zweite Strategie versucht, explizite Beschreibungen, Definitionen, Explikationen und Modellierungen von dem, was wir Raum und Zeit nennen, zu ermitteln, um zu sehen, wie sie in unterschiedlichen Kontexten funktionieren. Also: Wie sprechen wir im Bereich der Technik, im Bereich der Wissenschaft, im Bereich der Philosophie über das, was wir Raum und Zeit nennen? Das ist die Beobachtungsperspektive zweiter Ordnung. Das heißt, wir beobachten den Gebrauch von Verwendungen der Begriffe Raum und Zeit auf der Beobachtungsebene erster Ordnung. Das Problem bei solchen Beobachtungen zweiter Ordnung besteht dann darin, dass man das Verhältnis von Raum und Zeit bestimmen muss. Damit wird klar, dass die Pluralität von Raum- und Zeitbegriffen, Raum- und Zeitkonzepten auf der Ebene der Beobachtung erster Ordnung, also der alltäglichen Sprachhandlungen, zum Gegenstand von reflexiven Beobachtungen werden muss, sobald wir anfangen, wissenschaftlich oder philosophisch zu reden. Dann zeigt sich, dass Raumkonzepte sozio-kulturell orientierte Beobachterkonzepte sind. Die Strategie ist, nicht zu fragen, was die Referenz von Raum und Zeit ist, sondern: Wer redet wie über Raum und Zeit unter welchen Bedingungen? Hier zeigt sich, dass solche Beobachterkonzepte Bezugnahmen auf Erfahrungen benennen, und zwar auf Erfahrungen mit Grenzen, mit Nähe und Distanz, mit Fixiertheit und Nachbarschaft, mit Personen und Objekten.

Ein wichtiger Punkt ist hier die Notwendigkeit der Körpergebundenheit als Erfahrungsbasis. Wir können gar nicht anders, als vom Körper auszugehen, wenn wir Bezüge herstellen wollen – worauf sollen sich sonst Bezüge richten? –, und den Körper als Erfahrungsbasis in den Blick zu bekommen. Daraus ergibt sich der Befund: Räume werden als Orientierungsinstrumente für handelnde und argumentierende Bezugnahmen konstituiert. Das heißt, dass wir immer dann, wenn wir eine Form von Bezugnahme körpergebunden realisieren, kulturelle Konzepte von Raum als Orientierungsrahmen für solche Bezugnahmen verwenden. Wenn wir über Raum sprechen, macht es daher wenig Sinn, Raum definieren zu wollen. Es macht aber sehr viel Sinn, sich die Prozesse anzusehen, in denen man auf Raum Bezug nimmt. Raum erscheint nun als ein sozialer kommunikativer Prozess, dessen Ergebnis wiederum Handlungen und soziale Prozesse beeinflusst. Damit bekommen wir die typisch reflexive Struktur von Beobachtungen zweiter Ordnung von Bezugnahmen auf Bezugnahmen. Das bedeutet, dass sich das Reden über Raum und die Art, wie wir Raum konzipieren, notwendigerweise gegenseitig beeinflussen. Wir bekommen also keine problemlose Ebene, auf der wir überhaupt über Raum reden, sondern das Reden über Raum ist Resultat unserer Bezugnahmen auf Raum und beeinflusst unsere Vorstellungen von Raum.

Raum und Zeit

Nun kommen wir zum Zusammenhang zwischen Raum und Zeit. Raum und Zeit bilden einen Wirkungszusammenhang, da keines ohne das andere bestimmt werden kann. Und wie Raum auch ist Zeit ein sozio-kulturelles Beschreibungsprodukt und keine Entität: Beschrieben werden Erfahrungen des Übergangs – in vielfältigen Bereichen, auf vielfältige Weise, aber im Kern ist das, was wir mit Zeit kommunikativ-kulturell anstellen, eine Beschreibung von Über-

gängen. Dabei nehmen wir soziokulturelle Deutungsmuster in Anspruch und verwenden Symbole, die Bezugnahmen auf zeitliche Erfahrungen in den jeweiligen Räumen semantisch orientieren. Auch hier sehen wir diesen komplizierten Prozess der Bedingungen für soziokulturelle kommunikative Prozesse. Auf der anderen Seite ist die Rückwirkung, also die Reflexivität, die Art, wie wir uns auf Zeit beziehen, geprägt von den kulturellen Deutungsmustern, die wir für diese Beziehungen haben. Doch die Grundlage dafür bilden Erfahrungen mit Übergängen. Damit wird klar, dass es eben nicht nur die Uhrenzeit geben kann, also die lineare Progression von kulturell festgelegten Einheiten, sondern dass es für die verschiedenen Übergänge verschiedene Deutungsmuster, verschiedene Empfindungsmuster, verschiedene Beschreibungsmuster geben muss – und tatsächlich geben kann und gibt.

Raum und Zeit können sich nicht voneinander abschließen, und man kann Raum und Zeit auch nicht ersetzen, wie das zum Beispiel in einigen Modernisierungstheorien versucht wird. Raum und Zeit bilden einen Wirkungszusammenhang im Sinne der Allgemeinen Systemtheorie, in dem die beiden Elemente, die wir ohnehin nur kulturell separieren können, sich gegenseitig beeinflussen und sich gegenseitig definieren. Darum ist auch eine Alternative – entweder Raumorientierung oder Zeitorientierung – meines Erachtens nicht besonders zielführend, weil man dabei den grundsätzlichen Zusammenhang von Raum und Zeit als Beschreibungsinstrumentarien, als Beschreibungsprozesse, aus den Augen verliert, dichotomisiert und dann jeweils eine der beiden Seiten zum alleinigen Deutungsmuster macht. Ich kann Geschichte weder allein unter Raumkategorien noch allein unter Zeitkategorien beschreiben oder gar erklären. Stattdessen geht es immer darum, die wechselseitige Bedingtheit von Raum- und Zeitvorstellungen als sozial genutzten, kulturellen Orientierungsmustern in Anschlag zu bringen.

Medien

Führen wir die Begriffsarbeit fort mit dem haarigen Thema ‚Medien‘. Wann immer man sich mit der Medienthematik beschäftigt, wird man auf eine Proliferation von Begriffen, von Perspektiven, auch von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern treffen, die fast alle ihren eigenen Medienbegriff entwickelt haben. Ich will das jetzt im Einzelnen nicht schildern, dazu ist die *déformation professionnelle* bei mir doch noch zu groß. Aber ich will eine Alternative anbieten, und zwar das, was ich in verschiedenen Publikationen als *Medienkompaktbegriff* entwickelt habe. Ich meine damit den systematischen Zusammenhang von Kommunikationsinstrumenten, von technischen Dispositiven, von sozialen Institutionalisierungen und von Medienangeboten. Die Idee ist die: Medien sind Wirkungszusammenhänge. Das bezeichnet man in der Allgemeinen Systemtheorie als Prozesssysteme, Prozesszusammenhänge. Medien sind also Wirkungszusammenhänge, in denen diese vier Elemente zusammenwirken. Kommunikationsinstrumente sind in erster Linie natürliche Sprache, aber auch Bilder. Die technischen Dispositive sind erforderlich, um die Differenz zwischen etwa mündlicher Rede und gedruckter oder gesendeter Rede zu realisieren.

Technische Dispositive bezeichnen Verfahren, die angewendet werden, um Medienangebote in einer bestimmten Weise zu distribuieren. Sobald technische Dispositive auftreten, also Druckereien, Fernsehanstalten usw., brauchen sie soziale Institutionalisierungen. Nicht zuletzt deshalb, weil technische Dispositive hohe Finanzmittel erfordern und rechtliche und politische Probleme aufwerfen, die gelöst werden müssen. Damit kristallisieren sich sozusagen die Unterschiede zwischen Face-to-Face- und Massenkommunikationsmitteln heraus. Aus dem Zusammenwirken dieser drei Faktoren – Kommunikationsinstrumente, technische Dispositive und Institutionalisierungen – resultieren Medienangebote. Medienangebote sind also keineswegs die keuschen Gegenstände, als die Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler etwa ihre Texte anbieten, sondern sie sind hochgradig abhängige Resultate des Zusammenwirkens von hochgradig komplexen sozialen Prozessen. Wenn man über Medienangebote spricht, tut man deswegen gut daran, über den genannten Wirkungszusammenhang zu reden und nicht über das pure materielle Medienangebot.

Das kann ich tun, unter einer eingeschränkten Perspektive, wenn ich etwa nur eine bestimmte Materialität beschreiben kann. Aber in dem Moment, in dem ich die Semantik eines Medienangebotes beschreiben will, muss ich die Funktionsweise der Herstellung dieses Medienangebotes und später dann auch der Distribution und Rezeption des Medienangebotes hinreichend berücksichtigen. Ich habe diesen Medienkompaktbegriff entwickelt, um deutlich zu machen, dass wir es mit dem Zusammenwirken von hochkomplexen Prozessen zu tun haben – und nicht mit dem Durchbuchstabieren eines bestimmten semiotischen Materials, das zu einem bestimmten Medienangebot führt. Daraus folgt zum einen, dass technische Strukturen nie ohne Gebrauch, Nutzung, Auswahl und Handlungsentscheidungen eine Rolle spielen. Bekannt ist vielleicht die heftig geführte Diskussion über das technische Apriori. Friedrich Kittler ist einer der wichtigsten Kollegen, die versuchen, die Medien in erster Linie unter technischen Gesichtspunkten zu sehen und die davon ausgehen, dass diese technischen Gesichtspunkte – wie es immer so schön heißt – im Rücken der Benutzer wirken und von ihnen nicht zu beeinflussen sind. Ich glaube, das ist ebenso der Versuch einer universalistischen Deutung, wie andere Deutungen auch, die in erster Linie oder nur von der Semantik eines Medienangebotes ausgehen. Es kommt immer darauf an, dass Kommunikationsinstrumente *genutzt* werden. Das setzt selektive Handlungsentscheidungen voraus. Eine weitere Bedingung ist, dass man eine bestimmte Funktion damit erreichen will. Sie müssen also genutzt werden – ohne Benutzer machen Medien keinen Sinn. Auf der anderen Seite werden Benutzer immer abhängiger von Medien, je komplexer das Mediensystem einer Gesellschaft wird. Allerdings lege ich Wert darauf, dass man beide Aspekte berücksichtigt, denn sonst gibt es wieder eine dieser falschen Alternativen: entweder der Nutzer oder das Medium. Beide müssen zusammenwirken, um Sinn zu machen – für den Nutzer, wie für das Medienangebot.

Wichtig bei der Auseinandersetzung mit Medien ist ein Blick auf die Geschichte der Medien. Die Geschichte der Medien kann man, mit einer gewissen Nonchalance, als eine Geschichte der Menschheit auf dem Weg zur Weltgesellschaft bezeichnen. Das, was seit Luhmann unter dem Begriff Weltgesellschaft diskutiert wird, lässt sich rekonstruieren – wie das etwa auch bei

Stichweh versucht wird – als die zunehmende Abhängigkeit menschlichen Handelns von Medienkompaktsystemen. Ich will diese ziemlich weitreichende These kurz historisch erläutern.

Seit der Entstehung der Schrift und mit der Schrift werden Wissen und Kommunikation vom Körper getrennt. Das heißt, Wissen wird räumlich organisiert. Das ist eine der ersten zentralen und wichtigen Phasen, in denen die Wirkung von Medien auf die Gestaltung von Räumen – zur Erinnerung: im Sinne der Bezugnahme auf Beschreibungen – verändert wird. Das Wissen wird vom Körper getrennt und von der Kommunikation getrennt. Das Wissen wird lagerbar, abrufbar, transportierbar. Dabei zeigt sich nicht nur bei der Schrift, sondern seit der Schrift bei jedem Medium, dass die Materialität der Medien eine ganz entscheidende Rolle spielt. Nicht im Sinne eines technischen Apriori, wie ich vorhin zu erläutern versuchte, sondern als notwendige semiotische Bedingungen. Ohne semiotische Materialität kann sich kein Medium entwickeln. Diese Angebundenheit oder Angewiesenheit auf Materialität eröffnet Medienräume. Damit haben wir wieder einen wichtigen Aspekt der Raumdiskussion gewonnen. Diese Medienräume etablieren neue Zeitbegriffe, neue Möglichkeiten von Erfahrungen und Bezugnahmen auf Zeit. Materialität bestimmt auch die Reichweite eines Mediums – das hat Harold Innis und mit ihm die Toronto School immer wieder betont – und auch die Nutzungsmöglichkeiten eines Mediums. Das heißt also, Materialität ist keineswegs eine *quantité negligible*, sondern Materialität ist ein wichtiger Einflussfaktor, was Raumkonzepte, Zeitkonzepte, Reichweiten und Nutzungsmöglichkeiten bestimmt, aber auch was geographische und thematische Raumvorstellungen bestimmt. Mit der Schrift wird es möglich, thematische Räume systematisch aufzubauen und zu modifizieren.

Nehmen wir als Beispiel die Erfindung des Buchdrucks. Mit dem Druck kommt es zu einer Zunahme von Entkopplungsprozessen – also Entkopplung von Körper und Wissen. Interessant ist, dass auch beim Druck die Körpermetapher und Körpergebundenheit eine ganz entscheidende Rolle spielen. Es ist sicher kein Zufall, dass man von ‚Caput‘ (Überschrift), von der ‚Fußnote‘ spricht, dass in der Regel von oben nach unten gedruckt oder gelesen wird und so weiter. Im Vergleich zur Manuskriptkultur wird die Materialität entscheidend elaboriert. Das heißt, einer der wichtigen Aspekte der Entwicklung des Druckmediums besteht darin, dass die Lesemöglichkeiten entscheidend bestimmt werden von der Art der Materialität: Welche Type wird verwendet, welche Zeilenabstände werden verwendet, wird mit oder ohne Spatien gedruckt und dergleichen. Damit wird die Möglichkeit der Rezeption erheblich beeinflusst, und es ist sicher auch kein Zufall, dass schon von Beginn des Drucks an eine intensive Debatte darüber geführt worden ist, welche Drucktype die für die Rezeption günstigste ist, wie man durch die Auswahl von unterschiedlichen Drucktypen bestimmte Intentionen transportieren kann, etwa, was Vulgarität und Vornehmheit angeht und dergleichen. Susanne Langer hat einmal gesagt: „Je steriler die Zeichen, desto stärker ist ihre semantische Potenz.“ Mit anderen Worten: Je weniger man sich mit der Materialität herumschlagen muss, desto intensiver kann man sich mit der Semantik des Textes beschäftigen.

Kommen wir als zweites Beispiel zur Fotografie. Das will ich im Schnelldurchlauf empirisch etwas plausibilisieren. Die Fotografie bringt eine anschauliche Stillstellung von Raum und Zeit. Nicht ohne Grund haben verschiedene Autoren die Fotografie als *nature morte* beschrieben, also als die ‚gefrorene/gestorbene Natur‘. Fototheoretiker und -philosophen verschiedener Herkunft haben immer darauf hingewiesen, dass mit der Fotografie – vor allem mit der Porträtfotografie – immer eine tiefe Melancholie verbunden ist, weil die Fotografie immer eine Position, eine Situation darstellt, die unwiederbringlich vorbei ist. Sie zeigt immer nur das, was nicht mehr naturalisierbar und lebendig zu machen ist. Auch hier zeigt sich sehr deutlich die Bedeutung des Fotomaterials. Zwei Stichworte nur: Kodak und Rollfilm. Diese technischen Entwicklungen waren die Bedingungen für die Durchsetzung der Fotografie auf breiter Ebene, eben auf der Ebene der Knipser, während vorher fotografische Aufnahmen in Ateliers mit großem technischen und persönlichen Aufwand betrieben werden mussten. Die Tatsache, dass im Atelier die zu Porträtierenden minutenlang absolut still sitzen mussten, damit das Foto nicht verwackelte, erklärt, warum es in der Frühzeit der Fotografie diesen mysteriösen Gesichtsausdruck der fotografierten Personen gibt. Meist waren sie eingespannt in Holzgestelle, die den Kopf gehalten haben, damit er sich nicht bewegen konnte. Die Modelle mussten unentwegt die Augen offen halten. Das sind Dinge, die sich in dem Moment radikal verändern, in dem der Schnappschuss möglich wird. Da gab es keine Zurüstungen mehr, da gab es keine Ateliers mehr, außer für die professionelle Porträtfotografie. Da gab es natürlich immer noch das Fotostudio mit der entsprechenden Ausrüstung, je nach Typ, verlangtem Bild und dergleichen. Doch die beiden entscheidenden Punkte sind die folgenden: Erstens die Stillstellung von Raum und Zeit, da die Fotozeit ebenso wie der Fotoraum durch kein anderes Medium zu erreichen ist. Zweitens hat die Bedeutsamkeit des Materials die Benutzungssituation dramatisch verändert.

Als drittes Beispiel dient der Film. Hier wird ganz deutlich, wie durch die Materialität des Films Raum- und Zeitsimulationen möglich werden. Man kann sozusagen je nach Einsatz von Materialität beliebige Zeit- und Raumkonstellationen, deren Durchdringungen, Veränderungen, Mäander und dergleichen, produzieren. Das Publikum hat sich nach relativ langem Gewöhnungsprozess an genau diese Möglichkeiten gewöhnt.

Interessant ist die Situation auch beim Hörfunk. Aus zeitgenössischen Berichten oder in zeitgenössischen Berichten liest man, dass die Möglichkeit, über verschiedene Sender verschiedene Orte aufzurufen, als Weltenbummlerei verstanden wurde. Der Radiohörer wurde als Weltenbummler bezeichnet, der sozusagen beliebig durch die Welt bummelte und damit die Raumerfahrungen, die ihm sonst möglich waren, optimal oder maximal erweiterte. Was die Zeitfrage angeht, bringt der Hörfunk für ganz Deutschland zum ersten Mal eine Kanonisierung der Zeiterfahrung, nämlich dadurch, dass zunehmend über den Hörfunk Zeitdurchsagen kamen. Es gab vorher natürlich die Kirchturmuhre und dann natürlich die Taschenuhr, aber da wusste man nicht, ob die Kirchturmuhre in Sachsen genau so geht wie die in Bayern. Der Hörfunk sagte, dass es in Sachsen, in Bayern und in Bremen zu genau diesem Zeitpunkt 14:50 Uhr war.

Das Fernsehen führt dann zu einer Ubiquität möglicher Raum- und Zeiterfahrungen, vor allem nachdem die Videotechnologie erfunden worden war. Das heißt, hier spielen Festlegungen von Raum und Zeit schon keine bedeutende Rolle mehr. Aber erst in der Netztechnologie werden dann Raum und Zeit tatsächlich virtualisiert und globalisiert. Hinzu kommt, dass über das *World Wide Web* und über die Möglichkeiten von *Virtual Reality* Interaktivitätsmuster ohne Bindung an Raum und Zeit und ohne Bindung an Echtzeit möglich wurden. Allgemein lässt sich diese Entwicklung vielleicht so zusammenfassen: Die Nutzung von Materialitäten der Medien schafft spezifische Medienräume und damit auch spezifische Beeinflussungen von Raum- und Zeitbindungen. Damit werden einige Konsequenzen eingeleitet: Privatheit und Öffentlichkeit werden in dramatischer Weise veröffentlicht (Stichwort: Web 2.0), die Partizipations- und Interaktionsmöglichkeiten werden über Echtzeit- und Lebensraumbedingungen hinaus erweitert, und dadurch entsteht ein Mediensystem, das die Grundlage für die Materialität unseres Weltverhältnisses – also von Wahrnehmen, Denken, Kommunizieren – schafft. Wissen wird zentralisiert und damit auch Macht.

Allgemein möchte ich die Situation so beschreiben: Das Zusammenwirken oder die Koevolution von Medienentwicklungen und gesellschaftlichem Wandel ist das Ergebnis der Geschichte der Medienentwicklungen. Nicht im Sinne irgendeiner linearen Kausalität, sondern dadurch, dass das immer komplexer werdende Mediensystem Ermöglichungszusammenhänge schafft, die entweder benutzt werden können oder nicht – also in unterschiedlichem Maße benutzt werden können –, die aber alleine dadurch, dass sie als Möglichkeit zur Verfügung stehen, gesellschaftliche Entwicklungen beeinflussen. Die Beschreibung und die Semantik dieser Prozesse setzt Medienkulturen voraus, die zugleich auch für die Bewertung dieser Entwicklungen eine wichtige Rolle spielen. Unter diesem Gesichtspunkt macht es meines Erachtens durchaus Sinn, Globalisierung, Medienentwicklung und Weltgesellschaft in ihrem Ermöglichungszusammenhang als ein notwendiges Ergebnis anzusehen.

Was sind die wichtigsten Tendenzen? Zunächst einmal die Überlagerung von materiellen und immateriellen Räumen. Virtualität, Simulation, Fiktion und Realität müssen neu definiert werden, aber – und das ist sehr wichtig – sie fallen nicht einfach zusammen. Man kann jetzt nicht den Schluss ziehen, dass in dem Moment, in dem *Virtual Realities* erzeugt werden können, die *Real Reality* irrelevant geworden sei. Nicht umsonst ist als Gegenbegriff die *Real Virtuality* erfunden worden. Es kommt also nicht zu einer Ablösung und Ersetzung von Raum und Zeit, sondern zu einer Diversifizierung, zum Nebeneinander der Gleichzeitigkeit und zu einer Pluralisierung. Das ist, glaube ich, ein Signum der globalisierten Netzgesellschaft. Netzwerkgesellschaften ersetzen nicht etwa Nationalgesellschaften, sondern sie relativieren Nationalgesellschaften, finden aber nach wie vor in Nationalgesellschaften statt. Wie lange noch, darüber gehen die Hypothesen auseinander. Manfred Faßler hat eine ganz interessante These aufgestellt: Wir befinden uns auf dem Weg in ‚Habitats‘. Habitats sind, kurz gesagt, biotechnische Netzwerke mit Menschenbeteiligung. Er bezeichnet sie als Ad-hoc-Gesellschaften und kommt zu der weitgehenden These, dass der Megatrend der Gegenwart ‚Mikrosozialität‘ ist: Vernetzte Online-/Offline-Habitats ersetzen Gesellschaften. Die Renaissance der Netzwelt im Cyber-

space gibt sozusagen dieser Entwicklung ein entsprechendes Framework. Ich finde diese Hypothese wie gesagt sehr weitgehend, sehr interessant, aber auch problematisch. Faßler fügt jedoch hinzu, dass neue Formen netzgebundener Raumformate entstehen, die als *User-Generated-Spaces* (UGS) bezeichnet werden, und dass in diesem Prozess so etwas wie ein *Community Space* entsteht. Ich erwähne das deshalb, weil hier wieder diese unlösbare Verbindung von Medienentwicklung als Ermöglichungsgrund für gesellschaftliche Entwicklungen deutlich wird, als Ermöglichungsgrund für mediale Reaktionen auf solche gesellschaftlichen Entwicklungen – und so weiter. Das schafft meines Erachtens eine Beobachtungsperspektive, die von Dichotomien Abschied nimmt, die von Kausalitäten im sozialen Bereich Abschied nimmt, und die die Angebundenheit von Medienentwicklungen an gesellschaftliche Entwicklungen und umgekehrt verdeutlicht.

Andere wichtige Aspekte sind: Unsere Erfahrungs- und Deutungsmöglichkeiten von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft werden durch Medien radikal verändert. Man denke nur daran, was im Bereich Vergessen und Erinnerung passiert, in dem Augenblick, in dem mediale Möglichkeiten der Speicherung zur Verfügung stehen. Vor allem wandeln sich auch die Kontrollvorstellungen in Bezug auf Räume – vor allem eben der virtuell produzierten. Diese Beschreibungen verweisen auf ein Ende der Abschließbarkeit von gesellschaftlichen Entwicklungen, also auf das, was ich in einem Buchtitel ‚Die Endgültigkeit der Vorläufigkeit‘ genannt habe.

Zu beobachten sind nicht abschließbare Entwicklungen, sondern Hybridisierungen, Übergangszonen, Pluralitäten und vor allem – da wird die Sache dann auch sehr interessant – Paradoxien. Medien enträumlichen materiell, prägen aber symbolisch, bildlich, semantisch unsere Raum- und Zeitvorstellungen. Medien pluralisieren Räume und erzeugen ihre Gleichwertigkeit, erzeugen aber gleichzeitig die Sehnsucht nach bestimmten räumlich zugänglichen Zugehörigkeiten. Die Netzgesellschaft entwickelt also mehr und mehr die Sehnsucht auch nach Nicht-Netz-Möglichkeiten. Dazu eine kleine Anmerkung: Vor einiger Zeit war ich per Zufall in einer Jury in Münster, wo Jugendliche bis zu 13 Jahren über ihre Netzerfahrungen befragt wurden. Das Ganze war als Stadt Wettbewerb ausgeschrieben. Die Berichte, die die Jugendlichen geschrieben haben, waren ungeheuer interessant und liefen im Grunde genau auf diesen Punkt hinaus: Ich will in sozialen Netzwerken eine Rolle spielen – Freunde haben, Beziehungen haben usw. –, aber gleichzeitig brauche ich auch jemanden um die Ecke, mit dem ich sprechen kann. Das gilt gar nicht in irgendeinem trivialen Sinne; sondern die Verbindung der beiden Raum- und Zeiterfahrungsmöglichkeiten ist das, was gegenwärtig das Lebensgefühl der Jugendlichen ausmacht, und nicht irgendeine Alternative von „nur noch im Netzwerk leben“, „nur noch in virtuellen Zeitsituationen leben“ und dergleichen.

Ein anderes Beispiel: Auf der einen Seite globalisiert Sport. Wir haben das kürzlich bei Olympia gesehen, werden das bei den Fußballweltmeisterschaften wieder sehen. Und was passiert gleichzeitig und sozusagen innerhalb dieser Entwicklungen? Die Prämierung von prekären Nationalismen. Olympia, der große Gedanke – und schon zählt man die Medaillen der rivali-

sierenden Nationen. Die Materialität der Medien bindet an Raum- und Zeitfunktionalität, überwindet die Raumgrenzen, wird aber im Gebrauch wieder materiell gebunden. Wir können die Medien nur in einem materiell gebundenen Raum nutzen, so sehr wir auch in der Semantik über diesen Raum hinaus wollen. Die Vorstellungen von Container-Raum und relationalem Raum modifizieren sich also gegenseitig und die Dialektik *faceless* und *face-to-face* scheint offenbar – wenn man den Erfahrungsberichten der letzten Jahre glaubt – eine ganz neue und wichtige Erfahrung zu sein. Auch das Nebeneinander von Körperlosigkeit und Körperlichkeit, das Verhältnis von Netzwerkkontakten und Nahkontakten und all das verweist darauf, dass die Raum-/Zeitverortung von Kommunikation neben der Metaphorik, die bei der Beschreibung verwendet wird, durchaus gesehen wird. Warum sprechen wir von ‚Homepage‘, wenn wir etwas Virtuelles meinen? Warum von ‚Website‘, warum von ‚Chatrooms‘ oder ‚Diskussionsforen‘? Ich glaube, das sind – wenn auch relativ triviale – Indikatoren dafür, dass es nicht um Alternativen geht, sondern um paradoxe Hybridisierungen.

Warum interessieren uns diese Themen überhaupt? Ich glaube, hier spielt die Alltagsdialektik aus Widerspruchsgeist und Aufmerksamkeitsökonomie eine wichtige Rolle. Wir wollen genau diesen Widerspruch haben, damit uns nicht langweilig wird. Deshalb sind Globalisierung und Regionalisierung im Rahmen von Globalisierung keine Alternativen, sondern Bedürfnismanagementrichtungen. Beschleunigung und Verlangsamung gehören zusammen, Vergesellschaftung und Habitate gehören zusammen, und Postmoderne und ein neues Orientierungsbedürfnis scheinen ebenfalls zusammenzugehören. Ich habe in der letzten Zeit von mehreren Kollegen gehört, dass sie gerade bei jungen Studierenden ein ganz ausgeprägtes Orientierungsbedürfnis feststellen. Nach dem Motto: ‚Wir haben die Schnauze voll von eurem postmodernen Scheiß, wir brauchen wieder richtige, handfeste Orientierungen‘. Das ist natürlich für Leute, die das Stahlbad der Postmoderne gerade hinter sich gebracht haben, schon eine ganz interessante Erfahrung. Auf Privatheit und Öffentlichkeit will ich gar nicht eingehen, da es sich dabei inzwischen ja um schon abgearbeitete Trivialitäten handelt.

Raum – Zeit – Medien – Identität

Lassen Sie mich ganz kurz auf das Thema Raum – Zeit – Medien und Identität kommen, und zwar unter dem Stichwort ‚Identitätsmanagement‘. Identität ist auch einer der Begriffe, die einen wissenschaftstheoretisch in die Verzweiflung treiben. Ich mache es kurz und stichwortartig. Ich verstehe unter Identität Prozesse der Ausdifferenzierung von Selbst- und Fremdbeschreibung und auch der Ausbalancierung von Selbst- und Fremdbeschreibung. Dahinter steht die Vorstellung von Kommunikation als einem reflexiven Ausgleich von Partnerbildern. Ich spreche nicht mit dem konkreten materiellen Gegenüber, sondern mit dem Bild, das ich mir von dem Gegenüber mache, und ich weiß, dass er selbst auch so funktioniert. Der Aktant ist im Grunde ständig in einer Performance-Situation, wobei diese Performance an Vorstellungen von Wirklichkeit und kultureller Orientierung orientiert ist. Diese Vorstellungen sind im Laufe der Sozialisation internalisiert und sie sind notwendig raum- und zeitgebunden, wobei alle Raum-

vorstellungen und alle Zeitvorstellungen in Anschlag gebracht werden können. Das Identitätsmanagement, also dieses Ausbalancieren von Selbst- und Fremdbeschreibungen, passiert unter großem Medieneinfluss. Das ist schon seit dem Roman im 18. Jahrhundert eine sogar höchst politisch festgestellte Tatsache. Als ich über das 18. Jahrhundert gearbeitet habe, stieß ich auf einen Bericht der Bremer Stadtregierung, in dem vermeldet wird, man habe die Polizei aufgefordert, den Einfluss des Romans auf die sittliche Entwicklung von ‚Mägdelein‘ und ‚Buben‘ festzustellen. Und – jetzt kommt das erstaunliche Ergebnis – die Polizei hat keine negativen Auswirkungen festgestellt, obwohl gerade die Literatur des 18. Jahrhunderts voll ist von Beschreibungen, wie Vorstellungen von Liebe, Partnerschaft, von Angst, Hoffnung usw. zutiefst beeinflusst sind von dem, was in der Romanliteratur angeboten wurde. Und zwar von der Trivialliteratur bis eben hin zum Werther und zum Werther-Fieber.

Identitätsmanagement unter Internetbedingungen stellt ganz neue Anforderungen an Raum- und Zeitbindungen, an selbstbestimmten Aufbau von Kontakten und Kontaktarten, an Freund- und Nachbarschaften – mit oder ohne situationsgebundener Raum- und Zeitbindung, und damit entstehen verschiedene Medien von Bezugsräumen und Bezugszeiten. Also finden wir auch hier dieses paradoxal-hybride Spiel mit Raum- und Zeitvorstellungen und -bezugnahmen, die durch diese Bezugnahmen identitätspraktisch relevant werden. Man könnte diese Prozesse – natürlich abkürzend – als ein Identitätspatchwork in Netzwerken mit intensiver Mediennutzung nennen. Der Sozialraum Internet konkurriert auf vielfältigste Weisen mit dem realen Lebensraum. Und auch hier geht es wie gesagt nicht um Ersetzungen, sondern um Diversifikation und Paradoxalität.

Lernräume

Ich möchte mit einem kurzen Blick auf Lernräume schließen, um auch hier die Dialektik statt der Dichotomie anzudeuten: E-Learning, Multimedialität usw. Das sind Transformationen von Lernräumen, die meines Erachtens nur ansatzweise bis heute genutzt werden, die aber auch immer ein neues Lebensraumgefühl möglich machen. Dabei geht es, wie üblich, um die beiden Beobachtungsrichtungen: erhöhte Motivation in neuen Lernräumen auf der einen Seite, Überforderung durch ständig neue Lernräume auf der anderen Seite. Erhöhte Aufmerksamkeit durch Multimedialität auf der einen Seite, auf der anderen Seite entweder – wie behauptet wird – schwindende oder zumindest nicht gerade überbordende Kapazität im Umgang mit solchen Aufmerksamkeitsmöglichkeiten. Die Erschließung subjektiver Lernwege, das Lernen durch Kommunikation und Zusammenarbeit, die flexible Organisation von Lernprozessen, Steigerung der Bildungsteilhabe, Möglichkeiten des *Blended Learning* – in Bezug auf all diese Entwicklungen macht es meines Erachtens Sinn, die Beziehung zwischen aktivem und selbstbestimmtem Handeln auf der einen Seite und die Bezugnahme auf medial ermöglichte Possibilitäten auf der anderen Seite miteinander zusammen zu sehen.

Was meines Erachtens bei der Entwicklung von neuen Lernräumen nötig ist, ist die Entwicklung von Problemlösungsbewusstsein. Es geht schlicht und ergreifend darum – jedenfalls sehe ich das so schlicht und ergreifend –, dass die durch die medialen Entwicklungen ermöglichten Entwicklungen als Problemlösungskonstellationen gesehen werden, nicht als Dinge, für oder gegen die man sich entscheidet oder die von vornherein durch bestimmte normative Entscheidungen ausgeschlossen oder favorisiert werden. Vielmehr geht es darum, auch in Bezug auf diese Möglichkeiten eine Beobachterposition zweiter Ordnung einzunehmen – also das, was man sozusagen intellektuelle Entwicklung nennen könnte.

Es ging mir darum zu zeigen, dass wir an der Stelle von Dichotomien dialektische Denkformen entwickeln sollten; dass wir an die Stelle von Kausalitäten Vorstellungen von Ermöglichungen und Kreiskausalitäten setzen sollten; dass wir an die Stelle von Modellen, die Universalitätsanspruch erheben (also z.B. technisches vs. semantisches Apriori), in Wirkungszusammenhängen denken sollten, also in Prozesssystemen; und dass wir insgesamt dazu kommen sollten, Wissenschaft als eine Form von kulturell gebundenem Problemlösen und nicht als das Suchen und Finden nach Wahrheit einschätzen sollten. Dabei können uns die Medien helfen, wenn wir lernen, sie als Ermöglichungen zu nutzen.

Literatur

- Schmidt, Siegfried J. (1996): *Die Welten der Medien. Grundlagen und Perspektiven der Medienbeobachtung*. Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg (= Wissenschaftstheorie, Wissenschaft und Philosophie 46).
- Schmidt, Siegfried J. (2000): *Kalte Faszination. Medien, Kultur, Wissenschaft in der Mediengesellschaft*. Weilerswist: Velbrück.
- Schmidt, Siegfried J. (2003): *Geschichten und Diskurse. Abschied vom Konstruktivismus*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (= rororo 55660: Rowohlts Enzyklopädie).
- Schmidt, Siegfried J. (2004): *Zwiespältige Begierden. Aspekte der Medienkultur*. Freiburg im Breisgau: Rombach (= Rombach Wissenschaften: Edition Parabasen 3).
- Schmidt, Siegfried J. (2008): *Systemflirts. Ausflüge in die Medienkulturgesellschaft*. Weilerswist: Velbrück.
- Schmidt, Siegfried J. (2010): *Die Endgültigkeit der Vorläufigkeit. Prozessualität als Argumentationsstrategie*. Weilerswist: Velbrück.
- Schmidt, Siegfried J. (2011): *Unternehmenskultur. Die Grundlage für den wirtschaftlichen Erfolg von Unternehmen*. 5. Aufl. Weilerswist: Velbrück.
- Schmidt, Siegfried J. (2011): *Worlds of Communication. Interdisciplinary transitions*. Oxford etc.: Peter Lang (= Interdisciplinary Communication Studies 5).

- Schmidt, Siegfried J. (2012): *Lehren der Kontingenz. Eine Erinnerung an 40 Jahre Doppelleben*. Münster: LIT (= Wissenschaft Biographisch 1).
- Schmidt, Siegfried J. & Zurstiege, Guido (2000): *Orientierung Kommunikationswissenschaft. Was sie kann, was sie will*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (= Rowohlt's Enzyklopädie 55618).
- Schmidt, Siegfried J. & Zurstiege, Guido (2007): *Kommunikationswissenschaft. Systematik und Ziele*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (= re 55697).